



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wilhelm Raabe : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

piſchen Ausgrabungen auf den nächſten Artikel, in dem dann weiterhin auch die neueren Forſchungen über Phidias, Polyklet, Praxiteles und Hyſipp behandelt werden ſollen.



## Wilhelm Raabe.

(Schluß.)



it Raabes drittem, kleinem Buche „Die Kinder von Finkenrode“ (1859) beginnt die Reihe ſeiner Darſtellungen aus dem deutſchen Kleiſtadtleben, jener wunderlichen Geſtalten, Geſichter und Schickſale, in denen ſich vor allem das tiefe Gemüt unſeres Autors offenbart. Die Beobachtung des Kleinlebens, um die eine eigenartige Poefie gewebt iſt, wird von einer höchſt anmutigen Phantaſtik und einem Humor, der hier noch nicht vom Pefſimismus durchſetzt erſcheint, wirksam unterſtützt, und jenes heimatliche Gefühl, das wir als einen der Hauptvorzüge unſeres Dichters rühmen müſſen, tritt uns auch in den „Kindern von Finkenrode“ in herzgewinnender Weiſe entgegen. Die beiden nächſten Bücher des Schriftſtellers „Der heilige Born,“ Blätter aus dem Bilderbuche des ſechzehnten Jahrhunderts (1861) und „Unſers Herrgotts Kanzlei“ (1862) verſetzen uns in eine andere Welt, es ſind Erzählungen, deren Geſtalten und Situationen ſich auf hiſtoriſchem Hintergrunde bewegen, beide auf dem des reichen ſechzehnten Jahrhunderts, dem der Glaubensſpaltungen und Glaubenskämpfe, welche Deutſchland erfüllten. „Der heilige Born“ kann als eine gute Probe der Art gelten, wie Raabe hiſtoriſche Erzählungen zu komponiren liebt. Die Handlung iſt reich, mannichfaltig, nicht ſtreng geſchloſſen und gegliedert und noch weniger dramatiſch zu geſpitzt, aber von lebendigem Fluß und außerordentlichem Reiz. Der „heilige Born“ iſt die Quelle von Pyrmont, welche 1556, im Jahre nach dem Augſburger Religionsfrieden, plötzlich zum Zielpunkt eines ungeheuren Andrangs ward. „Erſt kam es einzeln wie Tropfen vor dem Platzregen, dann immer mehr und mehr gleich dem Platzregen ſelbſt in ganzen Strömen. In hellen Haufen hat ſich urplötzlich das Volk verſammelt und jetzt liegt in allen unſeren Dörfern und in Lügde und weit ins geiſtliche Land hinein alles voll. Ja ſie haben in den Gehölzen umher ein ordentlich Heerlager aufgeſchlagen, thun großen Schaden an Wild und Wald, und iſt ihnen nicht zu wehren und zu ſteuern. Viel Gaukler und fahrend liederlich Gefindel hat ſich allbereits auch ſchon angeſammelt und treibt ein böß gottlos Weſen.“ Unter ſo eigentümlichen Vorausſetzungen wird die Geſchichte des letzten Grafen von Pyrmont aus dem Hauſe

Spiegelberg, des jungen Philipp, der schließlich, nachdem er Herz und Lebensglück an eine dämonisch schöne Courtisane Fausta la Tedesca, Fausta la Maga, verloren hat, in der Schlacht bei St. Quentin den Helbentod findet und die Liebe des wackern Reiterburschen Claus Eckenbrecher zu dem Pfarrerstöchterlein Monica Fichtner realer, glaubhafter, obschon allerlei phantastisch = spukhaftes Element mit unterläuft. Die Genrebilder aus dem niederdeutschen Leben der Zeit: die erste Ankunft des Spiegelbergers in Holzminden, der Besuch der katholischen Geistlichen von jenseits der Weser beim Pfarrherrn Fichtner, der Eintritt des Ritters Christof von Brisberg mit dem wälschen Ritter Campolani in Schloß Pyrmont, das hübsche Kapitel, welches vorführt, „was Landsknechte, Juden Spielleute und Handwerksburschen vom Claus Eckenbrecher erzählen,“ sind mit der vollen Kraft der sinnlichen Anschaulichkeit ausgeführt, welche Raabe zu Gebote steht, sobald er auf seinem eigensten Boden steht. Die weltgeschichtlichen Einschaltungen und Ausblicke sind minder gelungen und lassen zwischen dem vorzüglich ausgeführten Vordergrunde des historischen Bildes und dem weiten Hintergrunde empfindliche Lücken. Bewundernswert aber in diesem kleinen Roman, wie in einer ganzen Reihe anderer, ist die Art und Weise, mit welcher Raabe gewisse kleine historische Fakten zu erfassen und aus halbverblichenen Erinnerungen volles Leben zu gewinnen weiß.

Unser Schriftsteller gehört zu den vielbelesenen; Lektüre aller Art hat seine Phantasie befruchtet, und einzelne Beurteiler, die ihn durchaus mit Jean Paul vergleichen wollen, erinnern an die Citaten- und Bilderleidenschaft des Verfassers des „Siebenkäs“ und der „Flegeljahre.“ Dabei ist aber doch ein großer Unterschied vorhanden, denn während Jean Paul im allgemeinen seine Belesenheit im Interesse einer bloßen Citatenlust oder allenfalls einer gewissen Bilderjagd verwendet, gewinnt Raabe aus seiner umfassenden Lektüre glückliche Lokalfarben und ganze Reihen kleiner kostbarer Züge. Er liebt es nicht, den Leser aus der Grundstimmung zu reißen, sondern sucht ihn tiefer in dieselbe hineinzuführen. So sind denn auch in solchen historischen Erzählungen Raabes, in denen die Komposition minder klar ist und die sprungweise Erzählungsart unseres Autors sich ein stärkeres Recht nimmt, als mit der harmonischen Gesamtwirkung verträglich ist, die Einzelheiten von höchster Frische und leuchtender Farbenkraft. Die Grundstimmung, welche Raabe hervorzubringen beabsichtigt, kommt oft so stark und voll zur Erscheinung, daß ihr selbst-Wirkungen höherer Art untergeordnet werden. In der historischen Novelle z. B. „Des Reiches Krone“ (in „Deutscher Mondschein“ 1873) ist die Stimmung wehmütig entfragender Erinnerung, welche sich den verworrenen Weltlauf und den Untergang edler Naturen in der Zeiten Verhängnis wiederum vor Augen ruft, vortrefflich wiedergegeben. Aber in dieser Stimmung kommt die prachtvolle Haupt-handlung mit ihrem höchsten Moment, wo die schöne Mechtild Grossin sich an die Brust des totkranken, von den Menschen unter die „Sonderfischen“ aus-

gestoßenen Liebsten, des Ritters Michel Groland von Laufenholz wirft, nur zur halben Geltung. In andern kleinen historischen Novellen, welche in den verschiedensten Zeiten und Verhältnissen spielen, beruht das ganze oder doch das wesentlichste Interesse auf dem eigenartigen Kolorit und einer gewissen tragischen Grundanschauung, die sich aus den großen unablässig wiederkehrenden Gegensätzen alles historischen Lebens von selbst ergibt. Prachtstücke in dieser Art sind die in der Sammlung „Der Regenbogen“ (1869) enthaltenen Erzählungen „Else von der Tanne“ und „Sankt Thomas,“ ebenso die Novelle „Die schwarze Galeere“ (in der Sammlung „Ferne Stimmen“ 1865.) Auch in humoristischer Wiedergabe entlegener Zustände und der Rückwirkung weltgeschichtlicher Strömungen auf beschränkte Lebenskreise zeigt sich Wilhelm Raabe als Meister; wir erinnern hier vor allem an „Die Gänse von Bülow“ (im „Regenbogen“) und ähnliche halbchronikalische Scherze.

Trotz alledem wird niemand verkennen, daß die eigentliche Stärke des Schriftstellers in der Wiedergabe deutsch heimischen Lebens der Gegenwart oder der unmittelbaren Vergangenheit liegt. Den Übergang zu den größeren Romanen Raabes, welche dies Leben darstellen, bildet das stimmungsvolle und vielfach reizende Buch „Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale“ (1863). Die Hauptleistung größeren Umfangs aber, in welcher die besondern Vorzüge und freilich auch einige der charakteristischen Mängel in einer Produktion vereinigt sind, ist der Roman „Der Hungerpastor“ (1864), in welchem der Autor zuerst in gewisse Tiefen des Lebens hinabtaucht und neben den anmutigsten Lebensbildern ein Spiegelbild des großen Menschen schicksals im bescheidensten Leben giebt. „Der Hungerpastor“ nahm die mit Unrecht in Verruft gekommene Form des biographischen Romans wieder auf. Die Lebensgeschichte eines Schuhmacherjohnes Hans Unwirsch, der als Spätgeborener früh den Vater verliert und in dem der geheimnisvolle Bildungsdrang, die Bildungssehnsucht, welche durch die deutsche Volksseele hindurchgeht, lebendig wird, dient dem Verfasser zum Spiegel mühseligen Emporringens, der schlimmen Welterfahrungen, welche der überfliegenden Phantasie und dem treuen, warmen, ehrlichen Herzen nicht erspart bleiben können. Prächtigt und voll echter Poesie des Kleinlebens, welche den gerühmtesten und gemütvollsten Lebensbildern Dickens' wahrhaftig nichts nachgiebt, sind die ersten Kapitel des Hungerpastor. Die charakteristischen Gestalten der gläubig hoffenden Mutter, des Oheims und Schusters Grünebaum, der Base Schlotterbeck, des Trödlers Samuel Freudenstein, die Knaben-erlebnisse und Entwicklungen des kleinen Hans selbst und seines Jugendkameraden Moses Freudenstein sind nicht nur der feinsten Beobachtungsgabe entstammt, sondern mit jener treibenden poetischen Kraft erfüllt, aus welcher echt lebendige Folge hervorgeht. Freilich beginnt auch hier schon in der Vorführung des Armen schullehrers Karl Silberlöffel und seines schlimmen Schicksals die andre Seite des Buches, und die Philosophie des Leutnant Götz: „Ich sage euch,

junges Volk, wem es erst öfters in den Feldkessel regnete, der lernt den Deckel auflegen, und wer schon mehr als einen guten Kameraden von der Seite verlor, der lernt Abo sagen. Die weichsten Herzen haben's gelernt, im Elend nur dreimal trocken überzuschlucken, und sind dabei doch die besten und treuesten Kreaturen geblieben" kommt von vornherein zu Ehren. Meisterhaft sind die Gegensätze des „Hungers“ und damit die typischen Gegensätze der modernen Entwicklung in den Studentenfiguren des Hans Unwirsch und Moses Freudenstein dargestellt. Wir haben hier mit wahrhaft typischen Gestalten zu thun, und während kein Mensch den liebenswürdigen und durch und durch humanen Dichter in Verdacht ziehen wird, daß er konfessionellen oder Rassenhaß verbreiten wolle, hat ihn die Lauterkeit seiner Natur und die leidenschaftliche Hingabe an das Beste in der deutschen Volksseele zu einer Darstellung wie jener des Moses Freudenstein alias Theophil Stein geführt. Der ganze Verlauf des Romans, der nach wunderlichen Irrungen und Schicksalen Hans Unwirsch zur glücklich-thätigen Resignation auf seiner Hungerpfarre Grunzenow an der Ostsee und im Liebesbünd mit der schlichten Franziska führt, während Moses Freudenstein alias Theophil Stein in Paris in der furchtbaren Weise untergeht, in der moderne Streiber unterzugehen pflegen: „verachtet von denen, welche ihn gebrauchten; verachtet von denen, gegen welche er gebraucht wurde,“ nachdem er zuvor die glänzende Kleophea in sein Verderben hineingezogen, ist die lebendige, mit tausend reizvollen Einzelheiten lebendig und fesselnd gestaltete Ausführung des einen Grundgedankens. „Ich habe mir in meinem schlechten Verstand immer gedacht, daß aus der Welt nicht viel werden würde, wenn es nicht den Hunger darin gäbe. Aber das muß nicht bloß der Hunger sein, der nach Essen und Trinken und einem guten Leben verlangt, nein, ein ganz ander Ding“ sagt die schlichte Mutter von Hans Unwirsch! Und das Glück der Zeiten wie der Einzelnen beruht darauf, ob sie großen Hunger nach irgend etwas haben, von dem man weiß, daß man es durch Mühe und Arbeit erlangen kann, oder ob ihnen dieser Hunger fehlt. Die Reihe der Genrebilder, durch welche uns die ernste Teilnahme Raabes an Menschenschicksalen und sein Humor führen, bekundet den Phantasie- und Anschauungsreichtum des Autors. Er malt auch die Menschen und Zustände, unter denen Hans Unwirsch zur Welterfahrung gelangt, nicht teuflisch schwarz, es ist eben genug, daß sie grau in grau erscheinen. Wunderbar schön sind die Szenen des Buches, in denen der Kandidat der Theologie am Kranken- und Sterbepflege seiner leidenden Mutter zur ersten bedeutsamen Entwicklung als Mann gelangt. „Hans fühlte sich sehr gedemütigt am Lager dieser armen, einfältigen Frau, die so große Dualen erdulden mußte und welche doch so heldenmässig sprechen und trösten konnte. Wenn auch der Schmerz um den drohenden Verlust heftiger wurde, so verflog doch die schwächliche Mißstimmung der vorigen Tage. Er fühlte sich wieder sicher auf seinen Füßen, das echte wirkliche Leid gab ihm die geistige Haltung wieder; in seinem Beruf schied er

das Wahre, den Inhalt von dem Nebensächlichen und trug ihn zum erstenmal wirklich in das Leben über. Diese schweren Tage wirkten bedeutender auf ihn ein als alle jene Tage, die er in den Hörsälen, die er über seinen Büchern im halb unfruchtbaren Studium verbrachte. Aus dem Zauberbann schmeichlerischer, entnervender Phantasien und stumpfen, dumpfen Grübelns trat er jetzt zuerst in das reale Leben, er verlor den Hunger nach dem Idealen, dem Überirdischen nicht, aber dazu gestellte sich der Hunger nach dem Wirklichen, und die Verschmelzung von beiden, welche in so feierlichen Stunden stattfand, mußte einen guten Guß geben.“ Prächtig und lebendig erscheinen weiter die Schilderungen von Hansens Hauslehrerleben, die Existenz auf dem nahrhaften Gute, aus dem er durch den Willen einer hocharistokratischen Tante herausgeworfen wird, und die Erfahrungen in einer Fabrikantenfamilie der Magdeburger Gegend, bei der er wegen seiner mild menschlichen, warmen Teilnahme für die Elenden und Krüppelhaften in den Verdacht gerät, revolutionäre Grundsätze zu hegen. Der Moment des Eintritts des Helden in das Haus des Geheimrats Götz in Berlin bezeichnet den Beginn des eigentlichen Konflikts im Roman und des Kampfes zwischen den Gegensätzen, die in Hans Unwirsch und Moses Freudenstein alias Theophil Stein verkörpert sind. Die Darstellung moderner gesellschaftlicher Zustände ist reich an Bitterkeit: „Falschheit und freche Selbstsucht, bejammernde Schwäche, störrige Dummheit und frömmelnde Hoffahrt, Leichtsinns, Überhebung, Spott und Übermut auf allen Seiten; — o es war wahrlich eine Welt, um darin Hunger zu empfinden, Hunger nach der Unschuld, der Treue, der Sanftmut und der Liebe.“ Aber die Schicksale des armen Hans Unwirsch sind echte Schicksale eines braven deutschen Menschenkinde, das diese ganze Welt unter den Füßen hat, wenn es nur Arbeit und Liebe zu finden vermag. Arbeit und Liebe werden dem wackern Kandidaten zu Teil, sobald er in die Hungerpfarre zu Grunzenow eingeführt ist und das liebliche, auch in der poetischen Schilderung ein wenig zu blaß geratene Fränzchen Götz heimführen darf. Was er vorher in der Gesellschaft der Neuntöter, im Zusammenleben und Zusammenprall mit dem schurkischen Jugendfreund, in der Heimat, in der ihm mit Base Schlotterbeck und Dheim Grünebaum die letzten Liebenden dahinstarben, auf dem Gute des humoristischen Vären des Obersten Bullau zu durchleben hat, ist wohl eins der seltsamsten Gewebe von Realität und Phantastik, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Mit der Brille der „Wahrscheinlichkeit“ betrachtet, erscheint vieles in diesem Roman unmöglich, doch seine Grundstimmung ist von der goldensten, lautersten Wahrheit erfüllt.

Einen minder erquicklichen Eindruck gewähren die beiden nächsten größeren Romane Raabes „Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge“ (1868) und „Der Schüdderump“ (1870.) In ihnen scheint unser Schriftsteller von herben Zweifeln angewandelt, ob die Panacee, welche „Der Hungerpastor“ noch so begeistert anpreist, in der That auch für alle Schmerzen Heilung und

selbst nur Linderung schaffen könne. Die deutsche Kleinwelt erscheint in „Abu Telfan“ wie im „Schüdderump“ in einem unheimlich trüben Lichte, ohne daß man sagen dürfte, es sei ein falscher Schein, der über sie falle. Das pessimistische Element, welches der Autor im Hungerpastor gelegentlich hereinspielen läßt (etwa in der Weise eines tapfern lutherischen Pfarrherrn der Reformationszeit, der auch eine und die andre Teufelsanfechtung für unvermeidlich, aber alle miteinander für wohl überwindlich erachtet), macht sich stärker geltend, und mit demselben wachsen — seltsam genug — die wunderlichen Unklarheiten und versteckten Bezüge der Komposition. Das lichtvollere der beiden Bücher ist „Abu Telfan“, die Heimkehr eines verlorenen Sohnes aus afrikanischer Gefangenschaft und unwürdigster Sklaverei in die heimatlichen Verhältnisse darstellend. Der Beginn und namentlich die Schilderung des ersten Heimatmorgens im väterlichen Hause zu Bumsdorf an der Rippenburger Landstraße gehört zu Raabes farben- und stimmungsreichsten Leistungen. Aber der Mann, der durch seltsame Schicksalsfügungen ins Tumurkieland geraten und aus demselben befreit worden ist, muß nur zu bald die tragische Erfahrung machen, daß man sich aus der scheinbaren Befreiung in die Zustände des alten Glends zurückkehren kann. „Er hatte viel geduldet bis zu seiner Befreiung durch Herrn Kornelius van der Woot; dann war er in dem Hause seiner Eltern erwacht und hatte jene seltene Minute des vollen sicheren Glückes gekostet. Aber schnell wie immer war dieser Augenblick vorübergegangen — ein Morgenschlummer, ein sonniger Tag in der Gaisblattlaube, am Abend ein Gang durch die Wiesen und Kornfelder nach dem Walde! Schon das nächste Erwachen brachte wieder das erste leise Anspülen bitterer Fluten, und nach acht Tagen war Leonhard Hagebuecher vollständig daheim, das heißt er wußte Bescheid, und Bescheid zu wissen gehört und stimmt gewöhnlich nicht im geringsten zu und mit dem Glück.“ Doch ist es nicht dies allmähliche Anwachsen der Enttäuschung, das schmerzvolle Hineinleben des Afrikaners in die neue alte Welt, es sind nicht die Schicksale, die er erlebt, welche den geteilten Eindruck des Romans hervorrufen. Denn die traurige Heimkehr und das den Heimgekehrten allmählich überwältigende Gefühl, daß er an dem großen allgemeinen Leid der Menschheit mitzutragen habe, sind immerhin poetisch genug. Aber viele Genreszenen des Romans, namentlich die in der Residenz spielenden, und die Figuren des rachsüchtigen Leutnants Kind, des Schneiders Täubrich Pascha enthalten einen Zug des Häßlichen, der von keiner innern Notwendigkeit hervorgerufen wird. Und daselbe gilt von gar vielen Einzelheiten des Romans „Der Schüdderump“, in dessen Titel sich schon eine trübe, schier unheimliche Stimmung des Autors ausspricht. Ein Schüdderump ist nichts anderes als einer jener großen schwarzen Pestkarren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die bei den großen Seuchen jener Zeiten die Leichen sammelten und in die eine gemeinsame Grube hinabschütteten. Wie dieser Schüdderump Arm und Reich, Schön und Häßlich, Stolz und Demütig, Alt

und Jung durcheinander schüttet in das eine gemeinsame Grab, so schüttet der Poet alle menschlichen Schicksale und Leiden in eine finstere Resignation; die Lebensweisheit der alten Jane Warwolf: „Der Mensch ist ein armselig Geschöpf, und je weniger man von seinen Meriten spricht, desto besser ist's. Dahingegen nützt es aber im andern Falle gar nichts, wenn man ihm seine Nichtsnutzigkeiten und Dummheiten zu oft und zu grob vorrückt“ gestaltet sich zur Weisheit des Autors. Nicht nur alles Schöne, seelisch Reine und Liebenswerte muß untergehen in der ewigen Verworrenheit und Tragik des menschlichen Schicksals, auch die lieblichsten Eindrücke und Erinnerungen sind am Ende nur täuschende Seifenblasen des eigenen Hirns gewesen. Es ist so, als wenn einer an grauen, regentrübten, windkalten Tagen die goldenen Morgen, die er erlebt hat, Schein und Täuschungen schilt, und vor dem Wege, den die deutsche Literatur von der tiefsten und doch milden Resignation des alternden Goethe zu der Resignation zurückgelegt hat, welche ein junger Autor wie Raabe im „Schüdderump“ predigt, dürfte auch ein ernstgestimmtes Gemüt, welches just nicht durchs Dasein taumelt, recht ehrlich erschrecken.

Indeß der „Schüdderump“ ist nicht Raabes letztes Wort; mit den pessimistischen Poeten, nach denen konsequenterweise die Poesie so wenig existiren darf als irgend welche Freude am Dasein, ist er, wie schon mehrfach betont, im innersten Kern nicht eins, und so eröffnet sich in einer Reihe kleinerer Erzählungen eine andre Welt, in der Raabe seine besten Eigenschaften entfalten kann und in der er gleichsam allein zu Hause ist. Die Form, welche er in späteren Werken bevorzugt, ist die der einbändigen Erzählung. Für seine eigentümliche Art der Anlage, für das Übergewicht von Stimmung über die Begebenheit, für die lockere und manchmal traumhafte Verknüpfung der einzelnen Teile einer Erzählung, für das lustige und zu Zeiten kapriziöse Spiel seiner Laune, ist die knappere Begrenzung seiner Erzählungen meist vorteilhaft. Daß wir ihn nicht an die „kleine Form“ gebunden erachten, braucht nach dem, was wir über den „Hungerpastor“ gesagt, wohl nicht besonders betont zu werden. Die Reihe der neuen Erzählungen Raabes ist eine sehr stattliche. Sie lassen sich ganz wohl in zwei Gruppen teilen. Die einen sind Capriccios eines ausgelassenen Humors, entstammen dem Wohlgefallen an allerlei absonderlichen Erscheinungen, denen unser Autor den menschlichen Kern abgewinnt und in die wie Flämmchen die pessimistischen Anwendungen hereinspielen; die andern erweisen sich als prächtige, von einem Strahl echter Schönheit durchleuchtete Bilder aus der deutschen Kleinwelt, in denen Raabe seine volle Hingabe an eben diese Welt offenbart. Da die Capriccios oft genug auch tief-innerliche, aus dem Gemüt des Dichters quellende Episoden enthalten und in den kleinen Lebensbildern der Humor Raabes vielfach übermüht spielt, so giebt es keine strenge Scheidung zwischen den beiden Gruppen, und es kommt einigermaßen auf den individuellen Eindruck an, ob man diese oder jene Erzählung der ersten oder zweiten hinzu-

rechnen will. Indesß wird wohl die Mehrzahl der Leser Raabes darin mit uns übereinstimmen, daß die Geschichten „Der Däumling“ (1872), „Christoph Pechlin“ (1873), „Wunnigel“ (1878) und „Deutscher Adel“ (1880) im wesentlichen Prachtstücke der ersteren, die Erzählungen „Horacker“ (1877), „Alte Nester“ (1879) und „Das Horn von Wanza“ (1881) solche der letzteren Gattung sind.

Wir können dem Schriftsteller unmöglich durch alle Einzelheiten seiner reichen Erfindungskraft und seiner treuen, scharfen Lebensbeobachtung in allen diesen Geschichten folgen. Jede derselben entfaltet einen der Vorzüge Raabes zu besondrer Bedeutung. Dargestellt ist vielleicht niemals die phantastische Originalität, die sich mit all ihrem Witz die eigne Grube gräbt, dargestellt worden, als in der Gestalt des königlich preussischen Regierungsrats a. D. und Archäologen Wunnigel, der sich in Rom hinter dem Rücken seiner Kinder zum zweitenmal verheiratet und daran untergeht; küßlicher niemals das neueste deutsche Strebertum und sich frech überhebende Selbstbewußtsein persifliert worden, als in der Gestalt und den Erlebnissen des Oberlehrers Dr. Neubauer, welcher in „Horacker“ den gewinnenden, innerlich lebensvollen Figuren des Korrektor Eckebusch, des Zeichenlehrers Windwebel, des Pfarrers Christian Winkler und ihrer trefflichen Frauen, mit seiner eignen einsamen Größe gegenübersteht; stimmungreicher kann Jugendglück und sein herzerhebender Nachhall auch in späten Tagen im Wort nicht festgehalten werden, als es in Raabes „Alten Nestern“ geschieht. Sollten wir jedem Zuge in diesen Geschichten gerecht werden, so würde die Aufzählung ein wenig lang ausfallen. Ein eigentümlicher Vorzug aller ist, daß der Autor überall mit seinen flüchtigsten Andeutungen die Mitthätigkeit seiner Leser weckt. Die Phantasie folgt ihm gern in die Fernen hinaus, welche er mitten im Verlauf oder beim Schluß seiner Erzählungen aufthut; die Empfindung des Lesers geht leis, unmerklich aus der Anteilnahme in die Mitempfindung über. Hier liegt denn auch das Geheimnis, warum sich kaum jemand über die störenden Seitenprünge, die gelegentlichen Dunkelheiten, die einigermaßen willkürlichen Weiterführungen einer Handlung, welche bei Raabe so häufig sind, beklagt. Er besitzt das Geheimnis, im rechten Moment den Leser selbst verknüpfen und ergänzen zu lassen; wer in die Grundstimmung seiner Erzählungen hineingezogen ist, füllt die Lücken, die der Autor läßt, unwillkürlich mit aus. Natürlich derjenige am besten, der mit den letzten Anschauungen des Schriftstellers voll übereinstimmt und seine Neigung zu pessimistischer Betrachtung gewisser Welterscheinungen, wie seine ganze Hingabe an die Zauber teilt, welche auch in einer alt und vielfach müde gewordenen Welt die Heimat noch immer besitzt.

Der deutsche Individualismus im guten Wortsinne lebt in Raabes Schöpfungen auf; sollen wir sagen noch einmal auf, oder dürfen wir hoffen, daß er so unverwüßlich, so „kernhaft und auf die Dauer“ (wie der alte Matthias Claudius singt) sei, um noch so manchem Autor Stoff zu heiterem und scharfem Spott, Anlaß zu freudiger und heiliger Nüchternheit zu geben? Niemand weiß

heute die Antwort; hoffend und verzagend zugleich blicken wir alle in das Chaos unsrer sozialen Zustände, in die versuchte und noch immer nur wenig gehemmte Auflösung unsrer alten, eigenartigen und, bei allen Mängeln, großen und fruchtbaren Bildung hinaus. Ein scheinbar „leichter“ Schriftsteller, wie der Verfasser des „Hungerpastor“ und „Horacker“ in den Augen vieler ist, legt schweres und gewichtiges Zeugnis für vieles ab, was einer gewissen modernen Sinnesrichtung als abgelebt und überwunden gilt! Hoffen wir, daß die außerordentliche Wirkung und Wertschätzung, welcher sich der humoristische Poet erfreut, auch einen stärker erwachenden Anteil an den Seeleneigenschaften, Bildungsrichtungen und Lebenszuständen bedeute, in welchen Raabes Poesie und Humor geboren und großgewachsen sind.



## Der Aufstand in der Herzegowina.



er Aufstand, welcher seit einigen Wochen gewisse Landstriche des Nordwestens der Balkanhalbinsel ergriffen hat, ist teils aus der Barbarei und Unbotmäßigkeit der dortigen Bevölkerung, teils aus den panslawistischen Einflüssen und Antrieben zu erklären, welche, von seiten der stammverwandten Nachbarn, vielleicht auch von russischen und italienischen Wühlern ausgehend, schon seit Jahren auf diese Bevölkerung gewirkt haben. Den ersten Anstoß zur Insurrektion eines Teiles der Herzegowina gab aber die Widergesetzlichkeit, welche die Bewohner der süddalmatischen Landschaft Krivoscie kundgaben, als die österreichische Regierung im letztvergangnen Herbst den Stämmen an der Bucht von Cattaro förmlich verkündete, daß sie entschlossen sei, die im ganzen Reiche geltenden Aushebungsgesetze endlich auch auf sie auszudehnen.

Wir erinnern daran, daß die Dalmatiner bis zum Jahre 1868 kraft der besondern Zugeständnisse, die ihnen Österreich 1797 gewährt, als Dalmatien durch den Frieden von Campo Formio den kaiserlichen Besitzungen einverleibt wurde, Befreiung von der Pflicht genoß, Mannschaften zum österreichischen Heere zu stellen. Diese Zugeständnisse, welche 1814 bestätigt wurden, entsprachen dem alten Rechte, dessen sie sich unter der Herrschaft Venedigs erfreut hatten, welches 1420 sich das Küstenland im Nordosten der Adria großenteils unterworfen hatte. Sie hatten während der Friedensverhandlungen für diese Freiheit gekämpft und hielten die ihnen gewordene Zusage, dieselbe solle erhalten bleiben, für ein unveränderliches Privilegium, und in der That blieben sie siebenzig Jahre lang mit der Rekrutierung verschont. Nur freier Wille war es, wenn sie während dieser